
Heinz Schilling: Netzwerk statt Fachwerk?

Vortrag bei der öffentliche Gründungsfeier des
Vereins Heimat, Geschichte und Kultur in Dudenhofen e.V. am 26. April 2009

Was ist Globalisierung? Globalisierung ist, wenn ich sie hier bei uns spüre. Das ist natürlich keine astreine Definition, doch, denke ich, hat das eine gewisse Erklärungskraft: Globalisierung ist, wenn sie in der eigenen Heimat ankommt. Dazu: Drei Heimatmeldungen aus aller Welt:

Frankfurt:

Im Schatten des Frankfurter Finanzghettos, abgekoppelt von seinen regionalen Bezügen, mit einer zum Himmel wachsenden Wolkenkratzerarchitektur reden die Bürger darüber, ob Teile der Altstadt „original“ wieder aufgebaut werden sollen.

Einerseits: In dem mit der Welt verlinkten Hochhausfrankfurt geht es um globales Wirtschafts-Netzwerk; andererseits diskutieren Einwohner plötzlich über heimisches Fachwerk. Als würde man zusammenrücken in der Hauptstadt des Wechsels angesichts von Globalisierungsdruck und Dauerfortschritt unterm Krisenhimmel. Ist das nun Sehnsucht nach Überschaubarkeit, Schnuckeligkeit, Sicherheit? Der Wunsch nach Lesbarkeit einer „wirklichen“ Mitte, nach ein bißchen Seligenstadt? Oder wollen da Lokalpatrioten ihre Erinnerungen an ein Frankfurt von einst retten? In Leserbriefen erscheint ein Wort, untypisch für Frankfurt, der Stadt, die statistisch alle zehn Jahre ihre Bevölkerung auswechselt: das Wort Heimat.

Hessen:

In B. gab es 150 Jahre lang die Papierfabrik Euler, eine Institution als Arbeitsplatz; in guten Zeiten „schafften“ 500 Leute da. Am Ort ein Symbol für unternehmerische Initiative. Der Fabrikant als Mäzen. Euler war Teil der lokalen Geschichte und des Wir-Bewußtseins einer Kleinstadt. 2007 kam das Aus, die noch 100 Leute arbeitslos. Protestzüge, Petitionen – alles umsonst. Seitdem ist Euler *nur noch* Geschichte zwischen der Epoche der Industrialisierung bis zu dem,

was nun Globalisierung heißt. Wie wirkt sich das Ende einer Traditionsfirma auf das lokale Bewußtsein aus? Was ändert sich am Heimatgefühl? Schiebt sich „Region“, diese seltsame Planungsgröße, nun als emotionaler Puffer zwischen Heimat und Globalisierung? Diese Fragen untersuche ich jetzt vor Ort.

Amerika:

Ein Literatur-Nobelpreisträger trifft einen zweiten berühmten Autor zu einem Gespräch über das Thema Heimat. Der eine ist Orhan Pamuk, der andere Salman Rushdie. Und wo findet so ein Gespräch über Heimat statt zwischen dem Weltbürger Rushdie und dem so gut wie nie aus seinem Istanbul fortgewesenen Pamuk? Kein anderer Ort scheint dafür richtiger als New York. Und das New Yorker Publikum strömt nur so hin zu den Dichtern, lese ich in meiner Frankfurter Zeitung: „Das ist doch das Wunderbare an einer Stadt wie New York“, begründete Rushdie, warum er sich hier so wohl fühle: „Niemand stammt von hier“. Dem Fremden begegnet man hier auf Schritt und Tritt, es gehört gewissermaßen zum Heimatgefühl“ⁱ.

Drei Facetten von Heimat, zugleich Dimensionen von Globalisierung. Was hat Globalisierung mit Heimat zu tun? Indem Ereignisse, Entscheidungen, Entwicklungen irgendwo in der weiten Welt sich auf den nahen Ort auswirken, wo man zuhause ist. Das heißt auch, daß Globalisierung die Frage nach dem stellt, was Heimat ist. Die Veränderungszumutungen an Heimat sind mit Begriffen wie Modernisierung oder Wandel kaum noch zu fassen.

Lassen Sie uns darüber nachdenken, was Heimat *ist* und was Heimat *nicht* mehr ist. Daß Heimat als eine Konstante aber *bleibt*, wie auch immer sich die weltweiten Rahmenbedingungen verändern. Und daß Heimat gerade *dann* bleibt.

These 1: Jeder Mensch hat eine Heimat. Hat *seine* Heimat.

Das Wort Heimat scheint so ein ganz inneres und vor allem deutsches Wort zu sein; so wie Weihnachten und Mutter. Worte, die Geborgenheit vermitteln, Zugehörigkeit zu einer Gruppe, Hingehörigkeit zu einem Raum. Heimat – das ist ein Teil von mir. Bin ich auch ein Teil dieser Heimat? Merkt man es dieser Heimat an, daß ich hier lebe?

Heimat – das war einst der Geburtsort, der dann für mich aufzukommen hatte, wenn es mir schlecht ging in der Fremde. Heimat ein Rechtstitel. Die Auswanderer nach Amerika, darunter ganze Dörfer, die etwas zu essen und Freiheit für den Kopf suchten und sich aufmachten ins Land von Milch und Honig, wurden zunächst aus der „Heimat“ entlassen, bevor sie fortgehen durften; ein juristischer Akt.

Was Menschen als ihre Heimat bezeichnen ist unterschiedlich genug. Für viele ist Heimat der Geburtsort, andere sagen: die Gegend, wo ich großgeworden bin. Über die Hälfte aller Deutschen, so eine aktuelle Statistik, wohnt heute noch am Geburts- oder einem Nachbarortⁱⁱ.

Heimat als *Ort* und als *Hort* der Erinnerungen. Da steckt dann eine Sehnsucht mit drin, zurück zu dem, was *war*. Ernst Bloch indes, der Philosoph des Prinzips Hoffnung, hat das *utopische* Ziel des Umbaus der Welt zur Heimat formuliert, zur „Heimat, worin noch *niemand* war“ⁱⁱⁱ. Das wäre ein Entwurf nach *vorn*, eine aktive Antwort auf die tendenzielle Weltverlorenheit des Menschen in der Moderne. Auch Antwort darauf, ob der Mensch ohne Heimat existieren könne. Jeder Mensch braucht eine Heimat, *ge-braucht* sie wie ein zeitliches, räumliches Koordinatensystem, wenn er sich fragt: Wer bin ich, woher komme ich, wo gehöre ich hin? Das ist die Identitätsfrage des Menschen.

Heimat – das ist *eine* der Antworten auf die Identitätsfrage des Menschen. Und keine Heimat ist das genaue Abbild einer anderen, jede Heimat ist ein Unikat.

These 2: Heimat wird erst beim Verlust erfahren.

Ein Wort von Jean Améry geht mir nicht aus dem Sinn: „Man muß Heimat haben, um sie nicht nötig zu haben“^{iv}. Heimat gehört zu jenem unbefragt Vorhandenen, was im Kern unseren Alltag ausmacht; Selbstverständlichkeiten, alles relevante, plausible Dinge. Der erste Knopf am Autoradio ist – sagen wir – HR3. Ich verlasse meine Gegend, und die Programmierung stimmt nicht mehr, das Verstehen meiner eigenen Welt klappt woanders nicht mehr gut; es steht zur Disposition, was zuhause noch galt. Ein Wort wie „Kulturschock“^v ist nicht überzogen, ein zunächst nur störendes Gefühl der Desorientierung und Hilflosigkeit dann, wenn meine Bedeutungen nicht mehr sicher sind, kann sich zur Angst auswachsen, zu dem Gefühl, wenn wir etwas wahrnehmen, was nicht zu dem paßt, was wir erwarten^{vi}.

Daß der Sinnraum Heimat nicht mehr stimmt, dem kann eine gewaltsame Wegnahme des Territoriums vorausgehen. Ein Feind dringt ins Land ein, unterdrückt mich oder vertreibt uns. Ein totalitäres Regime jagt mich aus der Heimat. Eine Hungersnot zwingt mich, woanders hinzugehen. Diesem realen Verlust eines Territoriums begegnen Menschen mit der unmittelbaren Kompensation an einem anderen Ort. Die nostalgische Reaktion, dort eine zweite Heimat aufzubauen, erscheint wie ein anthropologischer Imperativ: Der Mensch errichtet, in Gemeinschaft mit Schicksalsgefährten, sein *Neu-Isenburg*, sein *Neu-Gablonz*, sein *Little Italy*. Die 168 Dudenhöfer gründeten nach ihrem Exodus im 30jährigen Krieg anderswo kein Neu-Dudenhofen; am Fluchtpunkt Babenhausen war man ja nicht aus der Welt, und alles schien nur kurzfristig.

Normalerweise versuchen Migranten, die Ersatzräume mit dem alten Sinnsystem zu füllen und wollen, daß die gültig gewesenen Bedeutungen am neuen Ort doch irgendwie noch stimmen. Oft werden Menschen dann deutscher, türkischer, islamischer, als sie es je in der alten Heimat waren. Man erinnert sich radikal an die Fundamente dessen, was man war, um sich zu bestätigen, wo man nun ist. Das soll Sicherheit bringen. Manchmal treten Helfer auf, ersetzen das Heimatgefühl durch Nationalgefühl und das Nationalgefühl durch Nationalismus, das Fundament durch Fundamentalismus, machen ihr Geschäft damit. Doch der neue Ort birgt nicht die alten Erinnerungen; er schafft ein anderes Gedächtnis.

Wenn in zu kurzer Zeit zu viele Selbstverständlichkeiten nicht mehr stimmen, wenn die Welt um mich allzusehr *ver-rückt* wird, führt das zu kleinen oder größeren Schocks. Eine Regierung beschließt eine Verwaltungsreform, polt die Menschen um, die jetzt – sagen wir – nicht mehr auf sich selbst, sondern auf einen anderen Ort hin zentriert werden. Als Folge der kommunalen Neuordnung vor 30 Jahren in Deutschland sind viele Heimatvereine entstanden, die im Prinzip ähnlich nostalgisch reagierten wie Heimatvertriebene. Nostalgie – das war

nicht immer eine nette Spitzendeckchenstimmung, sondern: das war die Heimwehkrankheit von Soldaten und Ausgewanderten. Eine Krankheit.

Heimatvereine, Heimatfeste, Heimatmuseen und Heimatdiskussionen kamen bislang immer dann auf, wenn Heimat verloren geht oder in Frage steht.

Bei „Heimat“ denken die meisten an Dorf und Kleinstadt, an Fachwerk und Überschaubarkeit. Das urbane Chaos der Großstadt hat – scheint es – mit „Heimat“ wenig zu tun. Frankfurt als Ganzes mag nicht für Heimat stehen, aber die Stadt ist durchzogen und umgeben von vielen Heimaten. Die pfiffige Antwort auf eine Eingemeindung war der Autoaufkleber „Wir Frankfurter *bleiben* Bergen-Enheimer“.

Dritte These: Heimat ist ein Symbol für Gemeinschaft. Gemeinschaft ist wiederum ein Konstrukt. Ein Symbol. Ein Symbol für Zugehörigkeit und auch Zusammengehörigkeit, englisch: Belonging und togetherness sind zwei zentrale Begriffe aus einer Untersuchung über eine Shetlandinsel namens Whalsay^{vii}. Man könnte meinen, eine Insel biete immer noch die Übereinstimmung von Heimat, Gemeinschaft, belonging und togetherness in idealer Weise. Es ist aber auch im Fall Whalsay so: jeder konstruiert dort längst sein Bild, seinen Sinn von dieser Insel für sich, besetzt das Symbol „Heimat“ eigenwillig. Erklärt wird das mit dem Eindringen der äußeren Welt auf die Insel. Das sind nicht nur die Fremden, die inzwischen dort leben, sondern auch der Staat, die Bürokratie, Brüssel (die EU setzt die Fischfangquoten fest), die Medien und ... die eigenen Leute, die ihre Heimat jetzt als Amerikaner besuchen. Wo ist Heimat?

Eine Erosion von innen (unterschiedliche Konstruktion des Symbols „Gemeinschaft“) und außen (Zuzüge von Menschen mit anderen Lebensentwürfen). In der Stadt haben sie gelernt, damit umzugehen. Kennzeichen der Stadt sind Heterogenität, Freiheit und Öffentlichkeit. Das städtische Denken ist vielfältiger, optionaler, variantenreicher. Die Stadt gilt als „der institutionalisierte Ort, wo Menschen sich als Fremde begegnen und – sich fremd bleiben können, wenn sie wollen^{viii}. Typisch für das dörfliche Denken sind hingegen die Beharrung, die Einhelligkeit, die Geschlossenheit – vielleicht auch Eingeschlossenheit, Abgeschlossenheit, Verschlossenheit; letzteres dann, wenn Heimat, Gemeinschaft und Tradition auf eine einheitliche Weise als Symbol festgelegt werden sollen und die lokale Gemeinschaft – das droht hie und da schon bei Nachbarschaften in unseren pastellfarbenen Neubausiedlungen – sich als Tyrannei der Intimität entfaltet.

These Nummer 4 lautet: Heimat ist ein Raum der Identifikation. Identifikation bedeutet nicht nur, daß man Heimat unterscheiden und erkennen kann, sondern auch, daß man diesen Raum anerkennen kann. Ein Mensch erwartet – bisher – von einem Ort oder einer Gegend,

1. daß dieser Ort Existenzsicherung und Schutz gewährt (also ein Dach überm Kopf, Arbeit, Bildung, Ausbildung, Mobilität);
2. daß er als Bürger bei politischen Entscheidungen mitwirken oder sie kontrollieren kann;
3. daß er Kontakt mit anderen haben kann (denn der Mensch lebt nicht gerne lange ohne seinesgleichen) und
4. daß er die Sprache, Zeichen, Symbole und Bedeutungen eines Raums lesen kann und selbst verstanden wird.^{ix}

Es geht hier um *Bedürfnisse*, um menschliche Bedürfnisse in ihrer existentiellen, politischen, sozialen und ästhetischen Dimension. Je mehr Befriedigungsmöglichkeiten Menschen nun für sich in einem Raum erkennen, um so mehr identifizieren sie sich mit ihm und nehmen ihn emotional als etwas eigenes, als Heimat an. Heimat sollte aber weder von oben verordnet noch auf dem goldenen Tablett serviert werden, sondern: Für diese Heimat muß ich aktiv etwas tun, muß mich mit anderen auseinandersetzen und mich abstimmen mit denen, die sie anders haben wollen. Ich trete auch in Konkurrenz ein: Wie soll der Raum genutzt werden? Wohin sollen Ort und Region sich entwickeln? Die Fremden, die mit dem anderen Horizont, ergreifen die Initiative – sie verändern; die Einheimischen beharren. Ein typischer Zusammenhang.

Zu den Bedürfnissen des Menschen gehört das Bestreben, sich einen gegebenen Raum ganz persönlich anzueignen, seine Bedeutung zwar mit anderen zu teilen, aber auch: ihn mit individuellen Gefühlen zu besetzen, ihn nicht nur irgendwie zu „haben“, sondern ihn gestalten, ihn lieben oder hassen zu können.

„Es ist eigenartig, daß man Heimat dann verliert, wenn man den Ärger über sie verliert. ... Heimat ist wohl einfach nicht nur das, wo ich meine Liebe und meine Freude habe. Auch Ärger und Engagement gehören zu meinen Gefühlen“, das schreibt der Schweizer Autor Peter Bichsel^x.

Er hat Recht: Ein aktiv gewonnenes, selbstbewußtes Heimatbewußtsein ist mir persönlich lieber als eine Heimatliebe, die mir beigebracht und vorgesetzt wird und deshalb auch politisch gesteuert werden kann. „Heimatliebe“ wird übrigens selten so betont wie bei *Heimatverlust*, in Grenzgebieten oder wirtschaftlich prekären Regionen, das heißt: Krisen und Defizite versucht man symbolisch auszu-

gleichen und sich eine Trotzdem-Heimat mit Goldrand zusammenzudenken.

Wenn die Erwartungen an einen Raum nicht mehr erfüllt werden führt das realistischere auch zu einem Verlust von Identifikation mit meinem Raum; nicht selten wird dann versucht, die partielle Wegnahme von Heimat zu kompensieren. Die Gemeindereform z.B. hat Dinge wegrationalisiert, für die sie auf den Landkarten keinen Namen haben, wie etwa Bedeutung, soziale Anerkennung. Menschen beispielsweise, denen ein politisches Amt genommen wurde, haben sich ersatzweise in die Vereinsarbeit gestürzt oder ins lokale Identitätsmanagement.

Was ist Heimat? Meine fünfte These lautet: Heimat ist ein Prozeß. Ein sehr langer Prozeß. Zugespitzt: Heimat ist nie zu Ende.

Heimat ist *nicht* die sichere, idyllische Nahwelt nach der egoistischen Formel „Heimat ist, wo es *mir* gutgeht“, sondern eine dynamische, zum Teil kontroverse Reihe von Prozessen. Ist nicht fertiges Produkt, sondern vorläufiges Endergebnis von Auseinandersetzungen und Anpassungen, die sich beispielsweise zwischen Menschen der Peripherie und der Zentralgewalt oder zwischen Ortsansässigen untereinander abspielen – mit je verschiedenen Horizonten und Entwürfen für ein und denselben Raum.

Was eine jeweilige Heimat sei, ist ein Aushandlungsprozeß zwischen den Generationen; zwischen sozialen Gruppen, Alt- und Neubürgern, Museumsleitern, Vereinsmenschen und Politikern, die das alles jeweils repräsentieren. Dabei geht es letztlich um Bedeutungen und Werte, was Heimat sei. „Was Heimat *sei*“ – das ist sowohl Befehls- als auch Möglichkeitsform. Doch nicht alle beteiligen sich an diesem Aushandeln.

Wird eine sechste These heißen: Die Heimat ist global?

Seit gut zehn Jahren hat sich bei uns das Wort Globalisierung eingebürgert, was jeder etwas anders buchstabiert, generell geht es um die Vorstellung einer Ökonomie, die weltweit über Produktion, Kommunikation, Kapitalströme miteinander vernetzt ist. Mitgedacht werden auch kleinere Prozesse (z.B. Europa als integrales Wirtschaftssystem) oder bereits längere Abhängigkeiten (z.B. vom Öl). Nun hat es Fernrelationen immer schon gegeben; Dudenhofen war epochenweise mehr auf Hanau und Kassel als auf Jügesheim hin orientiert.

Wie wir das heute erleben, in diesem planvollen Ausmaß, in dieser geografischen Breite und mit dieser offenbar nichts auslassenden Wucht und in solch kurzem Zeitraum hat die Welt noch keine Veränderungen erfahren. Mit *Welt* meine ich die Wirkungen auf Menschen, wobei Arbeitsplatzverlagerungen, Migrantenströme, Tourismus und Klimawandel wohl das Sichtbarste sind. Weniger auffällig ist eine regelrechte Revolution des herkömmlichen Raum-Zeit-Verhältnisses. Zentralbegriffe sind dabei Mobilität und Flexibilität. Flexibilität heißt: Konzentration der Macht ohne Zentralisierung; heißt: diskontinuierlicher Umbau von Institutionen; heißt: Der Mensch ist einsetzbar als ein elastischer Spezialist, der heute dies tut und morgen das^{xi}.

Man könne ja von Bochum aus mitziehen nach Cluj, sagten die aus Finnland einst nach Deutschland gezogenen Nokia-Chefs. Folge von Flexibilität ist ein fundamentaler Bedeutungsverlust von Raum. Während Zeit – nicht Dauer, sondern Tempo – die alles dominierende Größe wird, scheint der Raum seine Relevanz zu verlieren, Orte werden unwichtiger, weil – ökonomisch gesehen – alles überall *statt- – also seinen Ort – finden* kann. Dinge, Menschen, Geschehnisse bestimmten Orten zuzuordnen und damit eine Vorstellung zu verbinden ist in der ökonomischen Kurzzeit-Logik unrationell. Die Instanz für die Verwirrten heißt heute Callcenter, die Notrufsäule der Verirrten hängt am Himmel und heißt GPS.

Genau das aber führt zur Frage, nicht ob, sondern *wie* auch der Ort in den Sog einer weltweiten Entwicklung geraten ist, ob lokale Gemeinschaft sich dadurch wie verändert und was Tradition dann bedeutet oder leisten soll. Damit gehen wir von der Makro-Ebene Globalisierung auf die Mikro-Ebene des Lokalen und fragen, wie die Ferne in der Nähe – auf dieses spezielle soziale Bindegewebe namens Heimat – wirkt.

Raum ist fundamental für jedes Lebewesen. Wir hatten von Bedürfnissen gesprochen und gesagt: Je mehr Befriedigungsmöglichkeiten Menschen in einem gegebenen Raum für sich erkennen, um so mehr identifizieren sich mit ihm als Heimat. Defizite versucht man auszugleichen. Heute ist es aber klar, daß immer weniger *ein und derselbe Raum* ein Kompensieren ermöglicht, daß sich Raum und die Anforderungen an ihn dynamisieren und daß damit der Blick auf das,

was Heimat sein kann – Grundlage und Rahmen von Leben und Zusammenleben – drastisch verrutschen kann.

Blicken wir noch einmal auf menschliche Bedürfnisse in ihrer existentiellen, politischen, sozialen und ästhetischen Dimension und fragen, was sich in Zeiten der Globalisierung hinsichtlich des Raums verändert:

Die erste Frage: Wie steht es um die materiellen Grundbedürfnisse?

Die Industrieproduktion ist weltweit geworden, wer Dinge herstellt und wo scheint für die Unternehmensphilosophie ohne Relevanz. Man registriert: Heikles Gleichgewicht der Rohstoffmärkte; paralyisierte Finanzsysteme; Insolvenzen; Teuerung und Inflation; universelle Migrantenströme; das tendenziell verarmende Drittel der Gesellschaft lappt über zur Mittelschicht. Die Internationalisierung des Arbeitsortes bedeutet einerseits strukturelle Binnenerwerbslosigkeit, andererseits steigende Zumutungen an Pendlermobilität, also längere Strecken und Abwesenheiten von zuhause. Beklagt werden Wasserknappheit, Luftverschmutzung – Stichwort Klimawandel – durch hohen Energieverbrauch und Zunahme des Verkehrs; Autobahnen sind durchaus Existenzchancen der Provinz; zwar werden Bahnfernlinien ausgebaut, die Bahn spielt Airline, kurze Strecken werden ausgedünnt oder man muß lange lange warten. Nicht zu vergessen die globale Standardisierung und Homogenisierung von Konsumgewohnheiten und Geschmack. Es gibt Gegenbewegungen, eine Ökonomie der Nähe – direktvermarktende Bauern sind ein Beispiel.

Diese wohl generellen Entwicklungen lassen sich abbilden am konkreten Ort als verschränkte Folgen *ferner* Ursachen und Strukturen, da wir von existentiellen Raumbedingungen sprechen. Denken Sie etwa an die Zunahme von Tempo und Dichte in Produktion und Transport. Oder an Konzentration in Handel und Energieversorgung: Rewe Plus Edeka Aldi Lidl? Wann wird die EVO angeklemt an Eon? Leistungen der kommunalen Daseinsvorsorge werden dezimiert bis ganz gestrichen.

Die zweite Frage: Ist dieser Raum *mein* Raum, wie kann ich ihn mitgestalten und politische Entscheidungen kontrollieren?

Nun kommt das Wort „Unmittelbarkeit“ ins Spiel. Zentrale Planung nimmt zu, örtliche Zuständigkeit nimmt ab, wird durch überlokale Finanzierungsströme so gesteuert, daß die Gemeinden immer weniger selbst zu entscheiden haben. Das ist ein Prozeß in nationalem Maßstab seit langem, doch inzwischen noch getoppt durch „Europa“, als fernes Machtzentrum und bürokratische Bremse empfunden. In einem Mix von Regelungsinstanzen konkurriert die EU mit den Nationalstaaten, und setzt gegen deren geplanten Bedeutungsverlust – Bürger anderer Staaten wehren sich ja – die Aufwertung der Regionen. Die Planungsgröße heißt – wohlgemerkt – Region, nicht Heimat, aber Region von oben krepelt Heimat um. Politikerverdrossenheit wächst sich aus zur Politikabstinenz. Demokratisches Engagement verliert an Wert und Relevanz für den einzelnen, weil Verantwortung im bürokratischen Gestrüpp schwer zu orten ist. Die Wählerquote sinkt lokal am deutlichsten.

Unmittelbarkeit? Gemeinden können kaum noch über sich selbst entscheiden und wenn doch, dann nicht wirklich. Die EU bestimmt die Entwicklungsbänder der Raumplanung quer über den Kontinent, der internationale Bodenmarkt fordert Flächenreserven, die Regionalplanung stellt Ressourcen bereit – auch hier Konzentration und Vereinheitlichung. Und das Ergebnis ist eine weltweite Vorstädterung mit identischer Versorgungsstruktur. Wo ist das Autonomie-Ideal des frühen Grundgesetzes?

Wie wirkt sich – so die dritte Frage – Globalisierung auf das Zusammenleben aus?

Traditionell gab es die Vorstellung, daß *der Ort* ein großes lokales Wir konstituiert. Heute ist es so, daß der Ort öfter dieses Wir beschwört. Und daß es viele kleine Wir gibt. Also *Gemeinschaften* statt *Gemeinschaft*. Heimaten nebeneinander, von den Soziologen „soziale Landschaften“ genannt.

Eine Heimat aushandeln? Es gibt Menschen, die sich daran auf spezielle Weise oder gar nicht beteiligen. Erstere sind diejenigen, die sich überörtlich orientieren, ihren Alltag regional gestalten, also hier wohnen, dort arbeiten, da einkaufen und wieder woanders Freizeit verbringen. Die Mobilien, die ständig auf Achse sind in einem Nahbereich von etwa 30 auf 30 Kilometer; für sie ist Region – wörtlich – eine *Erfahrungslandschaft*, die alles beinhalten kann, was Heimat ergibt.

Eine merkwürdigen Dreiteilung erbrachte ein Forschungsprojekt in Hessen^{xiii}. Die regional mobilen Menschen, so ein Ergebnis, machen gut ein Drittel der befragten Personen aus. Ein weiteres Drittel sind die traditionellen Lokalpatrioten, für die eigene Kleinstadt oder Dorf das ein und alles ist, was einen Urlaub in Österreich nicht ausschließt. Und etwa das letzte Drittel scheint der Heimat den Rücken zu kehren – nicht per Wegzug, sondern durch Rückzug in die eigenen vier Wände. Es sind Heimat-Eremiten, Menschen die – aus tausend Gründen – nicht mehr beteiligt sind am dynamischen Prozeß Heimat, über hundert TV-Kanäle mit der „Welt“ verbunden und zum Nachbarn kein Wort.

Ein Ergebnis, das nachdenklich macht. Es belegt nicht nur den allgemeinen gesellschaftlichen Trend der Krise der Kommunität – Kirchen, Parteien, Vereinen laufen die Leute weg –, sondern auch eine Krise der Kommunalität, denn für rund zwei Drittel der Bewohner eines Ortes ist dieser Ort selbst nicht mehr so wichtig. Das heißt: Heimat verliert ihre konkrete Ortsbindung und siedelt sich irgendwo an zwischen Region und globalisiertem Medienraum. Wir kennen die Straßen von San Francisco aus dem Fernsehen und finden den Weg nicht zum Schachensee.

Anonymität und Beziehungslosigkeit gelten ja als Phänomen der Stadt. Doch die genannte Forschung wurde durchgeführt in eher ländlichen Gegenden, wo es heißt, man sei nicht hinterm Mond, sondern pflege eine kleinstädtische Urbanität – technisch modern und gemeinschaftlich intakt. Einpassen kann man den Befund in ein größeres Bild: Der Rückzug in die eigenen vier Wände meint: Bungalow mit Bewegungsmelder oder Vierzimmer-Singlehaushalt. Und das bedeutet auch: Medien als Sozialersatz, weg vom Gespräch mit einem leibhaftigen Gegenüber, hin zu einer Kultur der Fernanwesenheit. Unglaublich: Es gab eine Zeit vor Television und Telefon, vor Laptop, Handy und Internet.

Wo bleibt bei der heutigen Superkommunikation das örtliche Wir, das Wir des

wirklichen Zusammenseins, dem wir unterstellen, daß es Heimat ist? Vereine, ja Firmen mit Weihnachtsfeier werden selten. Der Vereins-Aushangkasten wird Heimat-Seite (Homepage), Vereinstreffen werden ins Internet verlagert, Einladungen kommen per Mail.

Wo findet man das Wir, das Heimat werden kann? Im Fußballstadion – vielleicht. Doch die „Heimat des Fußballs“ ist die ARD-Sportschau. In der Fanmeile beim Public-Viewing? Man hat Spaß, jubelt, umarmt sich, ist zusammen, Heimatgefühl für Stunden demnächst bei Ironman oder James Last. Publikum ist Gemeinschaft ohne Verpflichtung. Menschen suchen Menschen und haben doch auch Angst vor dem Finden des Fremden. Des Fremden auch in uns. Das Tosen der Mega-Events gehört zur Signatur unserer Tage, die individualisierte Gesellschaft sucht in ihren optionalen, zeitlich limitierten Gemeinschaften Heimaten auf Zeit.

Was passiert am Ort? Organisierte Gemeinschaften wie Feuerwehren oder Gesangsvereine finden schwer Nachwuchs. Immer noch wollen Menschen singen, meiden jedoch den Verein, gründen A-capella-Gruppen. Spaß statt Pflicht, sagen sie; Streß hat man wegen der Arbeit genug. Und insgesamt regionalisieren sich Vereine, florierende Sportvereine rekrutieren bis zu einem Viertel ihrer Nutzer (User?) aus der Umgebung. Nun kann ein Verein wohl Heimat werden, wo ich – aufgrund gleicher Interessen, Zugehörigkeit und Zusammensein – Gemeinschaft erfahren kann. Wohlgemerkt: eine optionale Heimat.

Kann man in eine Heimat eintreten wie in einen Verein? Die aktuelle Diskussion über Migration und Integration läßt mich zweifeln: Vielleicht ist das Wort Integration falsch. Es ist von der „Gesellschaft“ aus gedacht, Menschen sollen sich in die Struktur namens Gesellschaft einfügen. Was Menschen – von sich aus – vielleicht viel eher wollen, würde ich lieber Partizipation nennen, also nicht dem Gebot „Du hast dich zu integrieren“ folgen, sondern dem Bedürfnis teilzuhaben. „Teilhabe“ wäre die Einladung, nicht die Forderung. Teilhaben an was? Sich verständigen können; erfahren was andere denken, wie und warum sie handeln, ja wie die so sind; lernen: was war hier früher, rausbekommen: wo bin ich hier gelandet – und was heißt eigentlich „hier“? Gemeinsamkeit und Gemeinschaftlichkeit – Zuständigkeit, Hilfe, Solidarität, Nächstenliebe erfahren.

Und damit zur letzten Frage: Hat Heimat also nicht doch ganz *eigene* Bedeutungen und Symbole?

Heimat scheint ein geschützter Symbolraum, doch er wird zunehmend überwölbt von den Standards des globalisierten Raums, denken Sie nur an die universelle Ikonografie aus Seattle von der Firma Bill Gates – Logos, Zeichen, Clips für Geburtagsmails, Werbeflyer und Powerpointpräsentationen; sie informieren kaum, stören nicht und scheinen harmlos wie die Musik von MTV.

Ein Blick nach Bad Vilbel – eine Expo universeller Bauästhetik ist dort die Fertighausausstellung, die dann 1:1 hinaus in die Landschaft geklappt wird, weswegen die Häuser überall mehr und mehr aussehen wie ihre 70 Muster mit Carport. Aber sich ja vom Nachbarhaus abheben.

Und die Gestaltung lokalen Feierns orientiert sich zunehmend an der globalen Dramaturgie der Fernsehshows.

Und gleichzeitig: Heimat Heimat Heimat, ein Heimat-Hype der Medien. HR4 wirbt mit „Mein Radio, meine Heimat“ ... Neueste Filme werden jetzt wieder Heimatfilm genannt... Im Bayern-Fernsehen läuft die erste tägliche Heimat-Soap... Und Arte bringt den Franzosen bei, was die Deutschen mit „Heimat“ meinen. Gleichzeitig also: Globalisierung plus Heimatbeschwörung.

In der Arena der Wissenschaft stehen sich aktuell zwei Theorien gegeneinander: Die einen sehen „Heimat“ als Auslaufmodell; die ganze Welt ist heute Heimat sagen sie, mehr und mehr virtuell-symbolische Territorien und „mobile soziale Landschaften“ lösen die Raumgebundenheit bisheriger „Heimat“ ab; und bereits das Bedürfnis nach Beheimatung erscheint geradezu als so was von gestern. Der Mensch der Industrienationen darf Sehnsucht nicht mehr nach dem tatsächlichen Ort, allenfalls noch nach „dem Gefühl des Heimatlichen“ haben.

Die anderen beklagen die „spätmoderne Heimatlosigkeit“ und bekräftigen die Notwendigkeit konkreter Verortungen des Menschen: Nicht jeder mobile Mensch ist Kosmopolit, sagen sie; viele sind eben nur Objekte weltweiter Machtinteressen.

Eins scheint klar: So, wie die Welt aus ganz ganz vielen Heimaten in unzähligen kleinen geografischen, sozialen und kulturellen Räumen besteht, so ist *jede* Heimat oft schon länger als man denkt von der Welt berührt, jedoch noch nie so von Welt durchzogen wie heute.

Wenn die Welt in der eigenen Heimat so massiv „ankommt“ ist dies das Ende von Heimat? Oder reden wir lediglich von Maßstabsvergrößerung und Delokalisierung, die viele Menschen überfordern und diffuse Ängste auslösen?

Vielleicht sollten wir die Perspektive eher umdrehen: Heimat *bleibt*, so lange sie

den von der Globalisierung Irritierten zuverlässig Werte bieten kann. Ich denke: Heimat hat durchaus Antworten auf die globalisierte Welt, ja *ist* eine Antwort. Weil es um Werte geht, die als Bedürfnisse tief im Menschen haften und nicht mit jeder Mode wechseln.

Zum Schluß die Erinnerung daran, daß ja Globalisierung ein primär ökonomisches Phänomen ist. Und genau hier anknüpfend ein durchaus hoffnungsvoller Gedanke aus dem Buch „Der flexible Mensch“ meines Lieblingssoziologen Richard Sennett:

„Eine der unbeabsichtigten Folgen des modernen Kapitalismus“, schreibt Sennett, „ist die Stärkung des Ortes, die Sehnsucht der Menschen nach der Verwurzelung in einer Gemeinde. All die emotionalen Bedingungen modernen Arbeitens beleben und verstärken diese Sehnsucht: die Ungewißheiten der Flexibilität; das Fehlen von Vertrauen und Verpflichtung; die Oberflächlichkeit des Teamworks; und vor allem die allgegenwärtige Drohung, ins Nichts zu fallen, nichts *aus sich machen zu können*, das Scheitern daran, durch Arbeit eine Identität zu erlangen. All diese Bedingungen treiben die Menschen dazu, woanders nach Bindung und Tiefe zu suchen“^{xiii}.

Dudenhofen ist vielleicht „woanders“, und zu den anfänglichen Heimatmeldungen aus aller Welt gehört noch eine, aus Hessen: Hier findet gerade die Gründungsfeier des Vereins „Heimat, Geschichte und Kultur in Dudenhofen“ statt, wozu man Klaus Klein und den Mit-Initiatoren Glück wünschen kann. Das mag als Beispiel strahlen gegen meinen skeptischen Blick auf die Gesellschaft als ganze. Gemeinschaft zeigt sich am deutlichsten im realen Zusammensein von Menschen. So wie hier: Gründungsfeiern sind Rituale – positiv meint das die Aktualisierung von Werten im gemeinsamen Handeln – auch im *Feiern* miteinander.



Anmerkungen

- i Sebastian Moll: Niemand stammt von hier. Salman Rushdie und Orhan Pamuk sprechen in New York über den Begriff Heimat. In: Frankfurter Rundschau vom 8. Oktober 2007
- ii Gustav Seibt: Heimat existiert. Trotz Globalisierungs- und Mobilitätswängen: 55 Prozent der Bürger leben noch an ihrem Geburtsort. In: Süddeutsche Zeitung vom 19. Juli 2008
- iii Ernst Bloch: Das Prinzip Hoffnung. Frankfurt 1959, 334
- iv Jean Améry: Örtlichkeiten. Stuttgart 1980, 135
- v „Kultur in ihrem weitesten Sinne ist das, was dich zum Fremden macht, wenn du von daheim fort bist. Kultur umfaßt alle jene Überzeugungen und Erwartungen, wie Menschen zu sprechen und sich zu verhalten haben. Diese sind als Resultat sozialen Lernens eine Art zweite Natur für dich geworden. Wenn du mit Mitgliedern einer Gruppe zusammen bist, die deine Kultur teilen, mußt du nicht darüber nachdenken, denn ihr alle seht die Welt in gleicher Weise und ihr alle wißt im großen und ganzen, was ihr voneinander zu erwarten habt. Jedoch, einer fremden Gesellschaft direkt ausgesetzt zu sein, verursacht im allgemeinen eine störende Gefühl der Desorientierung und Hilflosigkeit, das *Kulturschock* genannt wird.“ Philip Bock (ed.): Culture Shock. New York 1970, IX
- vi Gerald Hüther: Bedienungsanleitung für ein menschliches Gehirn. Göttingen, 4. Aufl. 2004, 108
- vii Anthony P. Cohen: Whalsay. Symbol, segment and boundary in a Shetland island community. Manchester 1987
- viii Richard Sennett: Verfall und Ende des öffentlichen Lebens. Die Tyrannei der Intimität. Frankfurt 1983 [Original: The Fall of Public Man, 1977]
- ix Zum Raumorientierungsmodell von I.-M. Greverus grundlegend: Ina-Maria Greverus: Kultur und Alltagswelt. München 1978, 275 f.
- x Peter Bichsel: Objektivität und Heimat. In: Peter Bichsel: Irgendwo anderswo. Kolumnen 1980-1985. Darmstadt und Neuwied 1986, 45 f.
- xi Richard Sennett: Der flexible Mensch. Die Kultur des neuen Kapitalismus. Berlin ²1998 [The Corrosion of Character. New York 1998]
- xii Heinz Schilling und Beatrice Ploch (Hg.): Region. Heimaten der individualisierten Gesellschaft. Frankfurt 1995
- xiii Sennett, wie Anm. 9. Die Stelle lautet vollständig: (189): „Der Ort wird von der Geographie definiert, die Gemeinde beschwört die sozialen und persönlichen Dimensionen des Ortes. Ein Ort wird zu einer Gemeinde, wenn Menschen das Pronomen »Wir« zu gebrauchen beginnen. So zu sprechen, setzt Bindung voraus, im Kleinen wie im Großen. Auch eine Nation kann zu einer Gemeinschaft werden, wenn ihre Bürger von allen akzeptierte Glaubenssätze und Werte in konkrete, tägliche Praxis übersetzen. Rousseau war der erste moderne Denker, der verstand, wie sehr die Praxis der Politik von diesen täglichen Ritualen abhängt, wie sehr die Politik sich auf das gemeinschaftliche »Wir« stützt. Eine der unbeabsichtigten Folgen des modernen Kapitalismus ist die Stärkung des Ortes, die Sehnsucht der Menschen nach der Verwurzelung in einer Gemeinde. All die emotionalen Bedingungen modernen Arbeitens beleben und verstärken diese (190) Sehnsucht: die Ungewißheiten der Flexibilität; das Fehlen von Vertrauen und Verpflichtung; die Oberflächlichkeit des Teamworks; und vor allem die allgegenwärtige Drohung, ins Nichts zu fallen, nichts >aus sich machen zu können<, das Scheitern daran, durch Arbeit eine Identität zu erlangen. All diese Bedingungen treiben die Menschen dazu, woanders nach Bindung und Tiefe zu suchen.“

© Heinz Schilling

Prof. Dr. Heinz Schilling

Fachbereich Sprach- und Kulturwissenschaften der Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt am Main

| privat: Brunnengasse 4 | 61137 Schöneck | 061877144 | h.schilling@em.uni-frankfurt.de